

Hausblätter für das Volk.

Verleger und verantwortlicher Redacteur: Pfarrer Dr. J. Wiß in Breslau.

N. 30.

Mittwoch, den 13. April 1864.

II. Jahrgang.

Die **Breslauer Hausblätter** erscheinen jeden Mittwoch und Sonnabend, und sind durch die Kgl. Post-Anstalten für 14 Sgr., Breslau durch die Colporteurs in's Haus gebracht für 12 Sgr. und in den Commanditen für 10 Sgr. pro Quartal zu haben. Inserate werden mit 1½ Sgr. für die gespaltene Petit-Zeile oder deren Raum berechnet und Universitätsplatz 16 angenommen.

[Stand der Welthandel.] Wie die Schneeflocken im Beginn des heurigen April, so flogen in der politischen Luft Vermuthungen, Befürchtungen, Hoffnungen, Verdächtigungen, Anschuldigungen und Lügen durcheinander und führen einen immerwährenden Herrentanz auf, bei dem es den meisten Zuschauern „wird so dumm, als ginge ihnen ein Mühlrad im Kopf herum.“ Da ist zunächst die englisch-französisch-österreichisch-preussisch-dänisch-bundesmächtige Conferenz ohne Basis, d. h. ohne einen sichern Stuhl, auf dem sich die Conferenzler niederlassen, um sich darüber zu verständigen, welcher sie so uneinig sind, daß sie noch eigentlich gar nicht wissen, was sie wollen werden. England will alles, was die andern wollen, um nur aus der ungeheuren Blamage herauszukommen, Frankreich will nur, was ihm nützlich, um aus anderwärts seine Hand oben zu behalten, Oesterreich will nicht, was Frankreich, weil ihm das Messer in Venetien, Polen und Ungarn an die Kehle gesetzt werden könnte, mit dem Napoleon Schleswig-Holstein von Dänemark allenfalls abschneiden ließe, Preußen fürchtet dies Messer eben so sehr und dürfte den Kaiser schnitt sich allenfalls gefallen lassen, wenn ihm der Abschnitt in den Schooß geworfen würde, was aber ohne bedenkliche Gegenleistungen zur Regulirung der „französischen natürlichen Grenzen“ nicht geschehen wird, Dänemark will alles behalten, was es gehabt und der deutsche Bund weiß eigentlich nur, daß er nicht recht weiß, was er will, weil er vielköpfig und kein Kopf mit dem andern ganz eines Sinnes ist. Die Nationalvereiner und Demokraten nebst 369 Frankfurter „Auschuß“ als ihre provisorische Regierung sind zwar nicht zur Conferenz geladen, stehen aber vor der Thüre und lassen auch ihre Stimme — ein kräftiger Wiederschall — ertönen und stehen zur Zeit als urdeutsche Patrioten dem „Franzosen“ am nächsten, mit dem sie für „allgemeine Volksabstimmung“ in den Herzogthümern votiren, wie sie auch mit den napoleonischen Hintergedanken einverstanden sind, daß Deutschland sich nicht darum zu scheeren habe, wenn demnächst mit demselben Messer der „Volksabstimmung“ zuerst auch Venetien aus dem österreichischen Reichsleibe geschnitten und dem ländergefräßigen Vampyr von Turin hingeworfen werde. Das Instrument ist auch weiter noch

sehr zu gebrauchen, um gelegentlich den souveränen Volks-wünschen gegen die europäischen Monarchien und Monarchen Rechnung zu tragen und den „Volksfreunden“ es möglich zu machen, ihre Aufopferung für das „Landeswohl“ zu be-thätigen. Es ist gar nicht schwer, wenn die „reinen Hände“ dafür in Bewegung gesetzt werden, mittels dieses Instru-mentes in Deutschland selbst vieles umzukrempeln und nöthi-genfalls die Monarchen so auszustimmen, daß die republi-kanische Geisterbraut von ihren Liebhabern auf ihren Thron-essel gehoben werden kann. Wir deuten gewiß nicht die Absichten der Fortgeschrittensten unrecht; denn wenn Dr. Marcus (von welchem Stamm?) in Offenbach bei der Oster-versammlung das Londoner Erbfolge-Protokoll ein „Buben-werk!“ nannte, freilich nur in ungeistreicher Nachahmung von Bunsen, als, der in der Berliner Kammer dasselbe als „bubenhaft ausgedachtes Schriftstück“ bezeichnete, so dient diese Sprache, die sich doch eigentlich gegen die Urheber des „Bubenwerkes“ richtet, gewiß dazu, die demokratische Königs-treue, wesentlich zu stärken und die „breiteste Basis“ vorzu-bereiten, auf der die legitimen Fürsten dereinmaleinst aufzu-sitzen die Ehre haben können.

Wenn übrigens die Schleswig-Holsteiner wirklich erst ab-stimmen sollen, was sie wünschen und wollen, so ist's mit dem „unzweifelhaften Erbrecht des legitimen Herzogs“ vorbei; denn solches Erbrecht schließt die vielschneidige Ab-stimmung aus. Die „allgemeine Abstimmung“ will erst ein „Recht“ schaffen und ist ein „republikanischer Akt“, das „legi-time Recht“ bedarf keiner „Abstimmung“, welche es eben so gut leugnen als anerkennen kann.

Mit maßloser Perfidie, welche übrigens zur modernen Freiheitspolitik der Demagogie gehört, verbreitet das Pariser „Siecle“ die Verleumdung über den intendirten Verrath ungarischer Regimenter vor Friedericia und daß in Folge der Meuterei 300 Soldaten kriegsrechtlich erschossen worden. Offenbar hat das seinen wohlüberlegten Zweck. Weil die Revolutionspartei mit einem allgemeinen Putz gegen Oester-reich in Polen, Ungarn, Venedig und wohl auch Südtirol schwanger geht, müssen ihr solche Perfidien zur Unterhaltung der nöthigen Aufregung dienen, da sie weiß, daß derartige

Beschuldigungen selbst, wenn sie als aus der Luft gegriffen nachträglich als Lügen allgemein gebrandmarkt werden, doch eine Zeitlang Dienste thun und bei der Masse, die beduſelt wird, die rechte Stimmung fördern. Daß alle revolutionären Kräfte sich vorzüglich gegen Oesterreich wenden, ist in der That ein gutes Zeichen für dieses Land, wo darnach zu schließen doch noch der stärkste konservative und christliche Kern vorhanden sein muß, obgleich man nach der dortigen Schmutzpresse und dem Reichstagsqualm Schlimmeres vermuthen sollte.

Es wird sich wahrscheinlich in nicht ferner Zeit zu beharren haben, weil allem Anschein nach die Revolution nicht länger sich vertagen dürfte und, selbst wenn die Führer es bereuen sollten, der Ausbruch, so lange vorbereitet, sich kaum verhindern lassen wird. Daraus deutet das Zusammenkommen aller Brandleger und Verräther hin, welche konspiriren, wie und wo sie den Schlag am erfolgreichsten führen.

Auch nach Polen mehren sich die Zuzüge von Preußen aus. Man will wohl nochmals die letzten Kräfte aufbieten, um dem Aufstand eine glücklichere Wendung zu geben und hofft vielleicht auf den Succurs von revolutionären Bewegungen in Ungarn und Venedig, welche die österreichische Gewalt dahin dirigiren und Polen freieren Spielraum schaffen würden.

Rußland fährt indessen fort, Polen zu entvölkern, zu russifiziren und zu schismatisiren. In der That hat der polnische Aufstand dem russischen System den größten Vorſchub geleistet und was es früher nur allmählich erstreben konnte, das führt es jetzt mit der größten Offenheit aus und alles unter dem leidlichen Prätext, die Revolution zu unterdrücken und seinen Besitzstand zu verteidigen. Welchen Ekel aber muß man vor jenen Leuten in England und Frankreich bekommen, welche sich, nachdem sie erst durch ihre faulen Phrasen dem Aufstand Muth und trügerische Hoffnung gemacht, nun gänzlich zurückgezogen haben und der russisch-polnischen Blutarbeit mit all ihren Gräueln ihren Lauf lassen.

Welches Geschick die nach Rußland ziehenden Insurgenten erwartet, darüber giebt das neuliche Gefecht bei Lapienusz zwischen solchen und den Russen Vergewisserung. Die Russen umschlossen so viel als möglich die etwa 90 Mann erreichende Insurgentenbande und gingen nach einer Gewehrsalve zum Angriff mit dem Bajonnet über. Was sich vorher noch nicht gescheut, warf die Waffen fort, kniete und wehklagte. Aber es war kein Erbarmen. Alles wurde niedergemacht und im buchstäblichsten Sinne des Wortes vernichtet. Von dem auf preußischem Boden gelegenen Pulta-Dombrowken her war das Gefecht zu übersehen, und Augenzeugen können nicht genug hervorheben, wie schauerlich das Endresultat — einerseits durch das Bajonnet-Gemetzel, andererseits durch das haarsträubende Jammergeschrei — gewesen sei. Die traurigen Ueberbleibsel der Vernichteten: Waffen, Pferde, ja selbst den größeren Theil der Bekleidung der Getödteten nahmen die Russen nach Dobrczyn mit und schon am 1. April fand daselbst die Versteigerung der erbeuteten Pferde statt. Aus solchen Vorgängen sieht man am besten, daß hier ein

Vernichtungskampf entbrannt ist, wo selbst die Menschlichkeit aufhört. Zu allen den geschehenden Freveln hat doch der Grundstein gelegt die verruchte Politik, welche ein noch lebensfähiges Volk wider alle Gesetze des Rechtes aus purem Egoismus ganz in piemontesischer Weise von der Charta wegdekretirte und mit den auseinandergerissenen Landeslappen sich bereicherte. Wenn die Saat des Fluches wieder Fluch trägt, so ist das eine natürliche Wirkung, welche aber nicht blas die anlagt, welche bei der Wirkung, sondern auch jene, welche bei der Grundursache theilhaftig waren.

Aus Rom schreibt man den Köln. Blättern, daß sich am Ostersfest eine zahllose Menge einfand, um den hl. Vater, welcher den hl. Segen im Freien geben sollte, was aber der Regen verhinderte, zu sehen. Es mußte also in der Peterskirche geschehen, welche von vielen Tausenden angefüllt war, die in diesem großen Raum irgendwie annähernd zu schauen wir nicht vermögen. Etwas vor 11 Uhr erschien der hl. Vater, hervorragend über Alle, in seinem Tragsessel, zwar angegriffen, aber doch wenig leidend aussehend, sichtbar im Innern bewegt, innig betend, rechts und links die knieende Menge segnend. Er assistirte dem Pontificalamte, welches der Cardinal-Decan Mattei feierte. Es war unmöglich, sich der Confession zu nähern, so früh hatten sich die Fremden eingefunden, um recht nahe der hl. Handlung und dem hl. Vater zu sein. Nach dem Amte in die Mitte vor der Confession getragen, verehrte Se. Heiligkeit erst die großen Reliquien, welche an dem Tage gezeigt werden, und dann stehend neben der Confession, erhoben über Alle, ertönte seine Stimme im Gesange mit einer Kraft, wie kaum eine der mitfeiernden Priester ertönt war. Es war ein erhebender Moment, als er seine Arme weit, weit gegen die, um ihn her lautlos harrenden Menge ausstreckte. Was mag er gedacht, was sein Herz in diesem Augenblicke empfunden haben? Er erschien tief ergriffen. Den Segen spendend, sang er das „Benedicat vos etc.“ mit voller Stimme, aber als er an die Worte „et Spiritus Sanctus“ kam, versagte ihm vor Rührung, wie auch das „Gloriale di Roma“ heute sagt, die Stimme. Er konnte diese Worte kaum mehr hervorbringen; er bedeckte sich mit beiden Händen das milde Antlitz, — er weinte, und mit ihm weinten Alle, die dies sahen. Es war eine spannende, eine überwältigende Scene. Nur die Heiligkeit des Ortes konnte zurück halten, was alle Herzen tief bewegte: den lauten Ausdruck der kindlichsten Ergebung, den Jubel des Volkes darüber, den ersehnten, gemeinsamen Vater in der Mitte zu haben. Er lehnte sich langsam zurück in seinen Thron, erhob sich dann wieder und segnete noch einmal die knieende Menge.

Wie man in Spanien über den ungläubigen Aufbruch von Büchern, wie Renan's Roman, denkt, das bekundet die „Epoca“, Organ der liberalen Union, welche über genanntes antichristliches Lasterbuch schreibt:

„Die spanische Nation ist glücklicher als jene, welche sich die erste Tochter der Kirche nennt; unter Spaniens Söhnen ist keiner, welcher „das Leben Jesu“ (von Renan) schrieb, noch der es betrachtete und erforschte mit der wissenschaft-

den Gleichgiltigkeit eines Atheisten. Die Gluth der christlichen Liebe wird jene gottloser Blätter verzehren und der Wind ihre Asche verwehen. Verdammt sei aus tiefstem Herzen (wirklich con la mayor energia) dieses satanische Bemühen, unsern religiösen Glauben in seiner ureigenen Grundlage anzutasten. Die Nation, welche heiße Gebete zu Gunsten des Statthalters Jesu Christi von der Erde zum Himmel schickt, wenn revolutionäre Bewegungen seine Sicherheit bedrohen, die Nation, welche seit vier Jahren dem Duell auf Leben und Tod am Fuße der Alpen zuschaut, bei dem sich die Heldenthaten des Befreiungskrieges (von den Mauren, reconquista) erneuern, erhält rein und unberührt den Glauben der Väter, und ist nicht geneigt, in dem Vollgefühl ihrer Civilisation, den Wiedererinnerungen und Plagiaten eines frechen Voltairianismus Weisfall zu schenken, welcher, indem er ihre kirchlichen Gefühle zerstört, auch ihre moralischen Gefühle zerstören kann.“ So denken die Spanier, welche noch nicht von der modernen Pest des Glaubensabfalls angesteckt und in ihrem Lebensmark entmergelt sind!

Daß ein turiner Minister lügt, ist eigentlich nichts Aufwälliges, man kann's aber doch berühren, um den dasigen „Actiörritt“, Gegenstand der zarten Neigung der Breslauer Wogenzeitung, in natura kennen zu lernen. Der Minister des Innern in Turin, Peruzzi, machte vor einiger Zeit im Parlamente die Mittheilung, die Spitalärzte in Foggio hätten gelegentlich eines typhösen Epidemie-Ausbruches im einzigen Militärspitale ihre ärztliche Hilfe geradezu verweigert; eine Mittheilung, die allgemeine Entrüstung hervorrief und auch die alsogleiche Suspendirung der gedachten Aerzte von ihrem öffentlichen Dienste zur Folge hatte. Nun haben aber jene Aerzte in corpore eine ausführliche Darstellung der wahren Sachlage durch den Druck publizirt, worin sie, gestützt auf zahlreiche beigelegte Dokumente nicht nur nachweisen, daß die ministerielle Beschuldigung vollständig unwahr gewesen ist, sondern auch, daß man im Gegentheil ihre wiederholten Mahnungen stets unbeachtet ließ, als sie auf die drohende Epidemiegefahr aufmerksam machten und von kompetenter Seite schleunige Gegenmaßregeln verlangten.

In London hat Lord Stansfeld, in Folge seiner so übel vermerkten Brüderschaft mit dem revolutionären Stänkerer Mazzini, seinen Rücktritt als Lord der Admiralität angemeldet. Palmerston hat ihn mit einer Ehrenhaftigkeitserklärung entlassen. Sonst hört man aus London nur noch von glänzendem Luxus und daß von Zeit zu Zeit Leute den Hungertod sterben, was natürlich die glücklichsten Verhältnisse in diesem „freiesten Lande“ voraussetzt, wo die Krämerei und Geldmacherei en gros getrieben wird und die Armuth eine Massenhaftigkeit und einen Höhepunkt erreicht, daß die Aubrit: „am Hungertod gestorben“ in den Todesanzeigen eine gar nicht ungewöhnliche ist. Selbstverständlich sterben daran weder die reichen Fabrikanten, noch die anglikanischen Prediger, welche letztere sette Pfanden und wenig zu thun haben und die sich in Irland noch auf Kosten der daselbst ebenfalls häufig zwangsernährenden Katholiken ernähren lassen, wobei sie so befehl-

sorgt sind, daß sie unbedenklich manchmal außer Landes leben können, ohne ihre Schäfchen zu verlieren, während sie ihr Schäfchen im Trocknen haben.

Der „Moniteur“ enthält eine Correspondenz aus New-York vom 17. März, worin auf die Schwierigkeiten einer abermaligen Aushebung von 200,000 Mann im Norden hingewiesen wird. Seit dem Juni 1863 hat nun die Regierung von Washington dem Lande bereits 1 Million Soldaten abverlangt. In New-York wenigstens hofft man, des hohen Handgeldes wegen, nicht nöthig zu haben, für Ausbringung des neuen Contingentes von 7—8000 Mann seine Zuflucht zur Conscription nehmen zu müssen. In New-York hat die demokratische Partei, um sich für die bevorstehenden Wahlen der Gunst der in dieser Stadt lebenden 250,000 Irländer zu vergewissern, das St. Patrickfest feierlich begangen. Die Demokraten werden Mac Clellan als Candidaten für die Präsidentschaft aufstellen.

Zur Naturzeichnung von Schleswig.

(Fortsetzung und Schluß.)

Der Krieger, welcher zuerst für seinen Herrn und König, für die gerechte irdische Sache sein Leben geopfert, bringt es nun im Namen Jesu dem König Himmels und der Erde dar und sagt im lebendigen Glauben: Jesu, dir leb' ich, Jesu, dir sterb' ich, Jesu, dein bin ich todt und lebendig! und der Priester spricht die erhebenden herrlichen Worte: Durch die hochheiligen Geheimnisse der Erlösung des Menschengeschlechtes erlasse dir der allmächtige Gott alle Strafen des gegenwärtigen und zukünftigen Lebens, eröffne dir die Thüren des Paradieses und führe dich in die ewige Freude! — Das bedeutet eine Thätigkeit der Kirche, die energisch und liebevoll zugleich, wahrhaft kriegerisch und friedlich milde, ausdauert bis zum letzten Hauche des irdischen Lebens und zugleich bis der letzte Hauch des sündhaft irdischen Wesens und Lebens gestillt ist! — Ich erinnere mich in dieser Beziehung erhebender Momente aus den letzten Augenblicken junger Krieger aus Steiermark, die mit großer Resignation und ohne einen Klagelaute sagten: Ich habe für den Kaiser meine Pflicht gethan und mit noch größerer Resignation dem Kaiser aller Kaiser ihr Leben übergaben und mit einer Andacht sagten: Jesu, dir leb' ich, Jesu, dir sterb' ich, Jesu, dein bin ich todt und lebendig! und alle Gebete mit ihren letzten Kräften laut mitbeteten, daß man zu Thränen gerührt ward, und man unwillkürlich sich sagte: Das ist die Kraft der Religion und des Glaubens! — Mir wird in dieser Beziehung ein österreichischer Cadett, ein junger blühender Mann aus angesehenen Familie, dem ich in später Abendstunde beistand, weil er einen gefährlichen Schuß durch die Brust erhalten, unvergeßlich sein. Das große braune Auge klar und gläubig, die Wangen in der Fieberhitze blühend roth, das schwarze Haar malerisch ungeordnet und die Haltung so ritterlich, daß man das Bild eines vollendeten Kriegers vor sich sah! — Eine besondere Bedeutung für die Thätigkeit der katholischen Selbsteistlichen hat offenbar Communion und Opfer. Beide stehen zu dem Kriegerleben in einer wahren und wesentlichen Beziehung, bilden, so zu sagen,

integrirende Theile desselben. Der Krieger opfert sein Leben und in der heil. Messe opfert Christus der Herr sich für die Sünden der Welt und ruft es den Soldaten zu: Eine größere Liebe hat Niemand, als welcher sein Leben giebt für seine Freunde. Mit diesem stillschweigenden Zuruf an die Armee schlägt der kathol. Priester seinen Feldaltar auf und zeigt der Armee das Bild wahrer Opferliebe in Christo dem Herrn selbst, der in den Tod gegangen für das Menschengeschlecht. Ein erhabeneres Vorbild kann dem jungen Krieger nicht entgegen gehalten werden. Der Feldgeistliche selbst schöpft seine opfernde Kraft aus dem heil. Opfer und dieses heil. Opfer macht ihn muthig bis zum Tode; und wie Christus der Herr gehorsam geworden bis zum Tode, bis zum Tode am Kreuze, so ist der Feldgeistliche seiner Pflicht gehorsam bis zum Tode. Mit dem heil. Opfer steht die Communion in Verbindung und bildet einen integrierenden Theil desselben. Unter der heil. Messe geschieht die Consekration. Ohne Opfer keine Communion. Und nun die Communion! Sie ist nach katholischer Lehre der Empfang des wahren Leibes und Blutes Jesu Christi, ohne Zweifel, ohne Schwanken, unumstößlich, fest nach Lehre der Schrift, der Tradition, des unfehlbaren Lehramtes, ein zweitausendjähriger Besitz und Erbtheil der katholischen Kirche. Diese Lehre nun, im wahren Glauben aufgefaßt, von welcher Bedeutung für das Kriegsleben! Der Soldat giebt seinen Leib hin, opfert sein Blut, und er empfängt vor der Schlacht den Leib desjenigen, welches ihn hingegeben am Kreuze, das Blut seines Erlösers, welches vergossen für die Sünden der Welt. Erhabenes Geheimniß! Der Krieg ist nach Lehre des Glaubens die Sühne für die Sünden; der Soldat mit Blut und Leben ist persönlich Gegenstand dieser Sühne, die Opfergabe. Und dieser Soldat, empfängt den Leib und das Blut des Herrn, welcher die Sühne für die ganze Welt geworden! Hier begegnen wir überall den höchsten Geheimnissen des Glaubens. Der Krieg ist nicht mehr die rohe Rauferei, das Ringen um Orden und Ehre, die Bravour, welche möglichst viele Menschenleben zu vernichten sucht, sondern es treten höhere Motive in den Vordergrund, welche dem Kriege eine gänzlich andere Bedeutung zuweisen. Die gesammte Stellung des katholischen Feldgeistlichen, seine Thätigkeit, sein Verhalten ist nicht bloße irdische Bravour, sie ist die lautere, reinere Consequenz des Glaubens und dadurch selbsttendend von der Stellung der protest. Feldgeistlichen verschieden. Gesezt, der Prediger hält fest an der Sola-fides-Lehre, dem Grunddogma des Protestantismus, — wozu denn, wenn anders Consequenz vorhanden — die Sacramente. Und wie verläßt das Abendmahl, wenn es eben nur Erinnerung, ein Zeichen ist. Wozu sich der Gefahr des Todes, den Augen aussetzen? Soll es bloße Ermuthigung, äußerer Trost sein, dann ist der Preis des Lebens zu hoch, zumal wenn der Betreffende noch durch andere Bande gebunden ist u. c. Warum deshalb die Stellung des protestantischen Geistlichen eine andere, als die des katholischen, kann noch weniger der Protestant als der Katholik begreifen. Der ehrenwerthe Charakter, die großartigste Bravour verweist trotz alledem den protestantischen Geistlichen nicht auf das Gebiet der Thätigkeit, wie die Consequenz des Glaubens sie von den katholischen Geistlichen gebieterisch fordert. Unseres Erachtens ist die Stellung und Auf-

gabe des katholischen Feldgeistlichen eine der bedeutungsvollsten und, wo die Aufgabe richtig erfaßt wird, eine der segensreichsten, die es überhaupt giebt, sei es in der Garnison, sei es im Felde. Er steht für die junge, ausgewählte Mannschaft des Landes, für die Elite der Männerwelt. Der preussische Staat ist das „Volk in Waffen,“ er steht für den Kern des Volkes. Die Dienstjahre sind von unermäßigem Einfluß für das spätere bürgerliche Leben. Wie die Armee, so kann man fast sagen, so später das Volk. Wir brauchen dies nicht weiter auszuführen. Von der Feldgeistlichen wesentlich, von seiner aufopfernden Liebe und Thätigkeit hängt es ab, ob wir religiöse Armeen haben und jenes verjährte Privilegium aufgegeben wird, als könne und dürfe der Soldat irreligiös sein. Von seiner Thätigkeit hängt im Felde nicht etwa das irdische Menschenleben, sondern das Leben Tausender für die Ewigkeit ab. Deutschland ist groß durch seine Heeresmacht, größer wird es sein durch Armeen, die glauben, nach dem Glauben leben, im Glauben kämpfen und sterben für das Vaterland. Der Kaiserstaat ist katholisch und in seinen Fahnen prangt das Bild der Himmelskönigin. Keinem Staate kann die richtige katholische Auffassung der Armee und des Feldgeistlichen näher liegen, als dem Kaiserstaat. Die äußere Bravour hat sich bewährt, die innere darf nicht fehlen, und ein großes Stück dieser Aufgabe ist der Feldgeistlichkeit zugewiesen; und wenn man gesehen, wie viel Empfänglichkeit in dem Oesterreich vorhandenen, so muß sich dort sowohl in der Garnison als im Felde Außerordentliches leisten lassen. Eine wahrhaft gläubige religiöse Armee wird von unermäßigem Einfluß für die gesammten religiösen Verhältnisse des Kaiserstaates sein, und ich vermute, daß dieser merkwürdige Feldzug nicht ohne Einfluß auf dieser Richtung bleiben wird. Die Praxis strömt in Schledzig von allen Seiten zusammen und verkündet stillschweigend allenthalben Lehren. Das Zusammensein der preussischen und österreichischen Armeen wird Erfahrung für die Taktik auf kriegerischem und religiösem Gebiete ergeben, die nicht ohne wohlthätige Folgen bleiben können.

Vom Kriegsschauplatz erhalte ich noch eben vor Schluß dieses mancherlei Nachrichten über den am 17. März vor Düppel stattgehabten Kampf, die für Dich und auch für den Herrn Wittmeister von Interesse sein werden. Dieser Kampf muß blutige gewesen sein, als das Treffen von Mifsunde am 22. Februar. Obgleich die Aufforderung, gegen den Feind zu rücken, plötzlich kam (des Mittags 1 Uhr wurde Alarm geblasen), so konnte doch der unmittelbar vor Düppel stationirte Feldgeistliche der 13. Division, Herr Müller, noch vor den einzelnen Truppentheilen welche in's Feuer geführt wurden, eine kurze Anrede halten. Als derselbe, da das 1. Bataillon des 13. Infanterie-Regiments, seit kurzem erst vor Düppel, aufmarschirte, plötzlich vor diesem zu Pferde erschien, begrüßten ihn die Soldaten (meistens katholische Westphalen) mit lauter Freude, sie brachen in ein stürmisches Hurrah aus. Herr Müller sprach kräftige und erhebende Worte, die nicht wenig dazu beitrugen, den Muth der Mannschaften zu erhöhen, und er erteilte dann allen Katholiken die Absolution, — natürlich mit der Verpflichtung, die Beichte nach Möglichkeit später nachzuholen. Es war das ein überaus ergreifender Akt, welcher auch auf manchen Andersgläubigen einen

seinen Eindruck machte. So äußerte ein protestantischer Offizier: „Bin ich auch nicht katholisch, so hoffe ich doch zu Gott, daß dieses auch meiner Seele Nutzen gebracht hat.“ Und man sah Thränen der Rührung in den Augen Anderer. „Nie in meinem Leben — schreibt ein Katholik — werde ich diese Absolution auf dem Schlachtfelde vergessen; noch nie habe ich die heil. Losprechung mit solcher Andacht empfangen; auch meine Kameraden waren auf's Eifrigste ergriffen und zerknirscht.“ — Der Feldgeistliche schloß die heil. Handlung mit dem katholischen Gruße: „Gelobt sei Jesus Christus!“ Die Truppen antworteten laut und wie aus einem Munde: „In Ewigkeit. Amen.“ Nun ging's gegen den Feind und in das schreckliche Donnerwetter aus den furchtbaren Schanzen. Unerschrocken drang auch der Feldgeistliche mit den Truppen vor und wagte sich, um den Gefallenen und Verwundeten beizustehen, selbst an die gefährlicheren Stellen. Während die Kugeln umherpfliffen und rechts und links einschlugen, spendete er mit unerschütterlicher Ruhe einer Reihe von Schwerverwundeten die hhl. Sterbesakramente. Ein Soldat schloß ihn mit ganz blutbesetzten Händen die heil. Delung erteilen und dann mit seinem Mantel den Unglücklichen, dem der Fichterstoff die zerrissenen Glieder schüttelte, zuzuhüllen. Begreiflicher Weise dient solche mit Gefährdung des eigenen Lebens den Soldaten bewiesene Theilnahme und Hilfe dazu, in ihren Gemüthern die Anhänglichkeit an ihren Seelsorger zu steigern, und es ist bisweilen köstlich, in den Briefen Einzelner die Ausdrucksweisen zu lesen, in denen sie sich in Lob über die Thaten und über das Ausreten ihres Herrn Pastors*) ergeben. Die eindringende Finsterniß machte dem Treffen ein Ende. Eigenthümlich furchtbar soll der Anblick des Schlachtfeldes, beleuchtet vom doppelten Scheine des Mondes und der brennenden Dörner und Geföhle gewesen sein. — Am 18. März mit Sonnenuntergang befestigte der Feldgeistliche auf dem Kirchhofe zu Satrup eine Menge Leichen, Katholiken und Protestanten, Preußen und Dänen. Es waren zwei große Gräber bereitet und die Todten wurden in ihren Uniformen und mit ihren klaffenden Wunden ganz so, wie sie vom Schlachtfelde aufgehoben waren, dicht neben einander hineingelegt. Der Feldgeistliche hielt bei der Bestattungsfeier eine erschütternde Predigt. Ein Musikkorps begleitete mit Choralen die ernste Feier. —

Schule der Weisheit.

[Die wunderbaren Wege der Vorsehung.] Ueber die wunderbaren Wege der göttlichen Vorsehung hat uns der große Kirchenlehrer Hieronymus eine denkwürdige Begebenheit aus dem Wunde eines Mannes, der sie erlebt hat, nämlich des maronitischen Einsiedlers Malchus aufgezeichnet. — „Ich hatte einst,“ so erzählt dieser Greis, „schon in meinen reiferen Jahren von der Gemeinde der Brüder Abschied genommen, in der ich unter einem frommen Abte höchst zufrieden gelebt, einzig aus dem Beweggrunde, um meine hochbetagte Mutter vor ihrem Tode noch einmal zu sehen und einige Angelegenheiten ihrer

Familie zu ordnen. Die Caravane jedoch, der ich mich für diese Reise angeschlossen hatte, ward von Sarazenen überfallen und geplündert und mein Loos war, daß ich in eine fern entlegene Wüste geschleppt wurde, wo ich in Gesellschaft einer gefangenen Frau einem Araber verkauft wurde. Diese Gefährtin meiner Sklaverei war eine fromme und edle Christin, voll Ehrbarkeit, Gottesfurcht und musterhafter Sitte, deren Umgang mir keine Schlinge legte, da vielmehr ihr Wort und Wandel gar oft, wenn meine Geduld ausging, mich zum neuen Vertrauen auf Gott ermunterte. Mehrere Monate waren unter harter Arbeit und Entbehrung vergangen, als wir endlich die Gelegenheit zu unserer Flucht erfaßen, die wir vorbereitet hatten. Mittels aufgeblasener Schläuche, die wir aus Thiersellen verfertigt hatten, schwammen wir angstvoll zwar, jedoch glücklich über den reißenden Strom (den Tigris), wobei aber die Nahrungsmittel, die wir mitgenommen, größtentheils verdarben. Wir zogen dann mehr Nachts als bei Tage durch die unabsehbare Wüste, von Schrecken und Mühseligkeiten aller Art auf jedem Schritte begleitet, bis die öde Einsamkeit, die uns umgab, am vierten Tage unserer Wanderung, durch Ankömmlinge gestört wurde, die wir am meisten zu fürchten hatten. Ferne hinter uns erblickten wir eine Staubwolke, die schnell heranrückte; bald zeigten sich zwei Drommedare im schnellsten Trabe; wir erkannten unsern Gebieter und seinen Diener, die uns nachsetzten und uns auch schon ersähen hatten. — Wohin sollten wir uns wenden und wo blieb die Möglichkeit, den Nachsüchtigen zu entfliehen? Hin- und herspähend erblickten wir in einem nahen felsigen Geklüfte den Eingang zu einer düstern, dem Anscheine nach sehr tiefen Höhle. Dorthin stüchteten wir mit einer Schnelligkeit, wie nur die Angst sie möglich macht. Weil wir jedoch vor den Scorpionen, Rattern und Vipern Furcht hatten, die an solchen Orten sich aufhalten, so wagten wir uns nicht tiefer hinein, sondern wendeten uns zu unserm Glücke in eine Art von Seitengang zur Linken. Wenige Minuten waren vergangen, als unsere Verfolger auch schon vor dem Eingange standen; sie schrielen zu uns herein, tobten gewaltig. Weil ihnen aber keine Antwort ward, stiegen sie ab, der Gebieter hieß die Drommedare, der Knecht mußte in die Höhle gehen, um uns herauszutreiben. Rasch trat er hinein; doch weil er aus dem hellen Tageslichte plötzlich in die Dunkelheit kam, war sein Auge unfähig zu sehen; dafür schrie er um so lauter, und eben rief er noch: „Heraus, ihr Elenden! das blanke Schwert ist für euch schon gezückt!“ als aus dem Hintergrunde der Höhle eine Löwin hervorsprang, ihn augenblicklich erwürgte und zu ihrem Lager schleppte. Inzwischen hatte dem Wüthrich draußen das Verweilen seines Dieners schon zu lange gedauert; er mochte die Meinung gefaßt haben, daß wir ihm Widerstand leisteten; zornig und sowohl uns als dem Knechte fluchend drang er in die Höhle; doch bevor er noch an uns vorübergekommen, hatte die Löwin auch ihn ergriffen und getödtet. — Lebend vor Angst standen wir nun in der engen Seitengasse, nichts Anders erwartend, als daß die Reihe nun an uns kommen werde, obwohl uns das Raubthier immer noch weniger furchtbar erschien, als jene Barbaren. Es fand sich jedoch eine andere, ganz unerhoffte Wendung. Die Löwinmutter, wahrscheinlich weil sie in ihrem Lager sich nicht ungestört sah und fernere Nachstellungen fürchtete, faßte ihre Zungen mit den Zähnen und trug

*) So nennen die „Westphalen“ den „katholischen Geistlichen.“

sie suchte zur Höhle hinaus, ohne sich um uns zu kümmern und ohne zurückzukehren. Erst als die Sonne sich zu neigen begann, wagten wir uns heraus. Da fanden wir zu unserer großen Freude die Drommedare unserer Verfolger, die auf ihre Reiter wartend ruhig dalagen und wiederkauten. Um das Glück voll zu machen, waren sie auch reichlich mit Lebensmitteln beladen. Dankbar dem wunderbaren Schutze, der uns zu Theil geworden, nahmen wir die leeren Sitze ein und gelangten am zehnten Tage an den Grenzsaum der Wüste zu einem oströmischen Heerlager, wo wir uns dem Sabinus, Befehlshaber von Mesopotamien, vorstellten.

Eines Knaben Meisterstück.

Das war ein Leben und Treiben in dem Schlosse zu Passagno, als sollte das oberste zu unterst gekehrt werden. Gärtner, Diener, Stallburshen rannten geschäftig an einander vorüber, wobei es wohl auch vorkam, daß die Eiligen ziemlich unansehnlich gegenseitig anstießen; allein da blieb Keiner stehen, um den erhaltenen Rippenstoß mit einer Grobheit zu vergelten, denn Jeder hatte alle Hände voll zu thun.

Der reiche Gutsherr von Passagno, der Marchese Galieri, hatte nämlich in der vergangenen Nacht einen Eilboten von Venedig gesandt, welcher der Dienerschaft des Schlosses befehlen sollte, Alles sofort zum Empfang des Herrn herzurichten, da dieser selbst dem Eilboten in wenig Stunden folgen wollte. Da gab es nun freilich Arbeit in Menge, denn Galieri liebte es nicht, wenn in dem weitläufigen Schlosse nicht Alles zu seinem Empfange bereit war.

Am eifrigsten von Allen war jedoch Fernando, der dicke Koch; denn ihm lag die schwere Pflicht ob, in aller Eile seinem bald eintreffenden Gebieter ein prächtiges Mahl zu bereiten. Dies war aber nicht etwa für Fernando eine schwere Aufgabe, denn er war ein Meister in der Kochkunst und sein Rußn hatte ihm ja die vortreffliche Stelle eines Koches beim reichen Galieri verschafft; allein zum größten Unglück war dem braven Koche vor wenigen Wochen sein langjähriger Gehilfe entlaufen und trotz aller Mühe hatte Fernando einen passenden Ersatz dafür doch nicht finden können. Auf die dringenden Bitten eines armen Mannes in Passagno hatte der dicke Koch zwar dessen Sohn Antonio aufgenommen, um diesem die edle Kochkunst zu lehren; aber nur zu bald mußte der Lehrmeister einsehen, daß aus dem neuen Lehrburschen zeitweilen kein braver Koch werden könne. Ein hübscher Knabe war der Antonio und auch ein herzenöguter Junge; aber es wollte ihm gar nicht behagen, hier bei den Töpseln am lodernen Feuer immer Schilwache zu stehen und nur darauf zu achten, daß keiner davon beim Kochen überliefe; denn dies war das erste Amt, welches ihm sein dicker Lehrmeister übertragen hatte. Mit den übrigen von Antonio geforderten Hülfsleistungen war es auch nicht weit her, und verlangte Fernando Salz, so brachte Antonio Zucker; statt des Weines hatte er Eßig aus dem Keller gebracht, und wäre Fernando nicht dazwischen gesprungen, so hätte der träumerische Knabe gerade an dem heutigen Tage das Fleisch auf die Kohlen und dafür das Holzschett in die Pfanne geworfen.

Schon mehrere Male hatte Fernando des Knaben Vater zu sich beschieden und denselben aufgefordert, den unbrauchbaren Küchenjungen wieder mit heim zu nehmen; dann hatte aber der arme Mann immer wieder mit Thränen in den Augen den gestrengen Herrn Koch so lange gebeten, bis er versprach, es mit dem ungeschickten Lehrlingen noch einmal zu versuchen; denn der gute Alte glaubte nun durchaus, daß bloß in einer herrschaftlichen Küche für seinen Sohn das Glück des Lebens zu finden sei, wahrscheinlich weil es daheim so bitterwenig zu beißen galt.

Heute aber war der Koch ganz außer sich über die Ungelrigkeit Antonio's und da der Knabe auch alle seine Anordnungen verkehrt ausführte, so stieß er ihn endlich voll Aerger in die Vorrathskammer und schloß hinter ihm die Thüre, weil er sich wohl sagen mußte, daß er ohne die Hilfe des Knaben weit rascher zum Ziele gelangte.

„Diesmal bleibe ich aber meinem Vorsatze getreu,“ sprach Fernando ärgerlich zu sich selbst, „der Dausenichts muß morgen aus dem Schlosse; denn aus ihm wird nimmermehr ein Koch, Männer oder Thiere mit dem Küchenmesser aus Holz oder Früchten schnitzen, das kann er, aber das braucht er nicht und dabei verdirbt er alles und nichts macht er recht. Wie gesagt, morgen muß er fort und von des Alten Thränen lasse ich mich ganz gewiß nicht noch einmal rühren.“

Nicht lange währte es, so traf der Marchese Galieri nebst einigen Freunden auf seinem Schlosse ein und fand alle seine Befehle und Anordnungen ausgeführt. Auch der dicke Koch Fernando war trotz jeder ihm fehlenden Hilfe mit der Bereitung eines vorzüglichen Mittagmahles glücklich zu Stande gekommen. Aber war für ihn auch eine fast übermenschliche Anstrengung gewesen und keuchend hatte sich jetzt der geplagte Mann in einen Lehnstuhl geworfen, während die Diener in die Küche kamen und nach den Bestimmungen Fernando's die Schüsseln hinauf in den Speisesaal trugen.

Nach einer Weile kam der Haushofmeister selbst herab in die Küche, um dem geschickten Koche die Zufriedenheit sowohl des Marchese als seiner Gäste in schmeichelhaften Worten auszubringen. Diese Lobeserhebungen waren Balsam für das Gemüth des erschöpften Fernando, welcher schon gesürchtet hatte, daß er aus Unmuth oder Uebereilung seiner Pflicht heute nicht in gewohnter Weise habe genügen können. Er klagte jetzt dem Haushofmeister die Noth, welche er durch den ungeschickten Küchenjungen erlitten habe, und auch Jener war der Meinung, daß Antonio als völlig unbrauchbar für den Küchendienst so rasch als möglich entlassen werden müsse. Der Koch versicherte, daß dies noch heute geschehen sollte, und der Haushofmeister entfernte sich, weil er von den ab- und zugehenden Dienern hörte, daß sich das Mittagmahl seinem Ende neige und des Haushofmeisters Gegenwart oben im Saale nöthig werde, um die weiteren Befehle des Marchese zu empfangen.

Fernando aber erhob sich ebenfalls, um noch das übliche Schlußgericht anzuordnen. Die herrlichsten Obstsorten wurden auf silbernen Schalen geordnet, seines Bachweins aufgetragen und nur begab sich auch der Koch in die, dem unfolgsamen Küchenjungen als Gefängniß dienende Vorrathskammer, in welcher der zum Nachtiß nöthige Käse und die frische Butter aufbewahrt

war. Fernando glaubte nichts anderes, als daß der eingeschlossene Antonio im Bewußtsein der auf ihm lastenden schweren Schuld in Thränen schwimmen und seinen Vorgesetzten gewiß sofort auf den Knien um Verzeihung bitten würde. Allein keines von Beiden war der Fall und der Anblick, der sich dem kaum wieder etwas beruhigten Koche hier darbot, war vollkommen geeignet, ihn auf's Neue in die größte Wuth zu versetzen. Antonio saß nämlich an dem kleinen Fenster der Kammer und hatte den ganzen Buttevorath vor sich auf einer Schüssel vermittels eines Messers und eines Eßfells zu einer Figur umgewandelt, welche einen ruhenden Löwen darstellte.

(Schluß folgt.)

Bermischte Nachrichten.

Breslau, 9. April. (Erklärung.) Es ist aktenmäßig richtig, was die „Breslauer Hausblätter“ in der heutigen Nr. 29 behaupten: daß der frühere Privatdozent und jetzige Pfarrer Herr Dr. Wick von der hiesigen katholisch-theologischen Fakultät eine „ehrerlebende Behandlung“ erfahren habe. Nicht die Fakultät, sondern das hohe Ministerium hat die von derselben für Herrn Wick zur Höhe von 200 Thlr. beantragte Remuneration auf 100 Thlr. reducirt. Auf die übrigen Mittheilungen und Reflexionen des Artikels der „Hausblätter“ sieht sich der unterzeichnete Prodecan nicht veranlaßt einzugehen.

Dr. Balzer, z. Z. Prodecan der kathol.-theol. Fakultät. Nachzettel. Zu dieser „Erklärung“ bemerkt die Redaction, daß in den Hausblättern gerade das Gegenheil dessen steht, was der Herr Prodecan in ihnen unerklärlicher Weise gelesen, nämlich, daß der Decan der Fakultät erklärt habe, der für Dr. Wick ertheilende Beschluß, welcher sich in der Herabsetzung der Remuneration manifestirte und der ein indirekter Ausmerzungsschluß war, weil er den Dr. Wick moralisch zwingen mußte, den Befehl an der Fakultät Valet zu sagen, sei nicht von der Fakultät gefaßt worden. „Wie und auf welchem Wege er also zu Stande gekommen, wurde der Erfindungsgabe anheimgestellt,“ welcher nun Herr Prodecan Dr. Balzer mit dem Hinweis auf den „hohe Ministerium“ schon wesentlich zu Hilfe gekommen. Wer bliebe noch aufzufinden, wer denn wohl das „hohe Ministerium“ auf den „seinen“ Gedanken gebracht, daß Dr. Wick, weil er eine Kuratie angenommen, nun sogleich an der Universität ein Halbold oder Strasportion gesetzt werden könne. Denn daß zur Geburt dieses Gedankens im „damaligen hohen Ministerium“ Gehörts-Hilfe geleistet worden, ist ohne allen Zweifel. Wie unmotivirt willkürlich jenes Verfahren gegen Dr. Wick war, mag man auch daraus entnehmen, daß die Fakultät am beim Abgange schriftlich erklärte, „sie habe von seiner anregenden Thätigkeit die erfreulichsten Resultate gehofft und werde seinem bewährten redlichen Eifer die gebührende Anerkennung aus.“ Die Fakultät dürfte bei dem unaussprechlichen Verloren sein, welches doch auch ein Vorwurf und zwar der treffendste, daß sie die ministerielle Streichung der halben Remuneration gegen diese ungerechtfertigte Anwendung ministerieller Streichungsinstrumente auf Kosten eines zu Gunsten eines andern (d a m a l s

sicher noch nicht einmal gleichmäßig perceptionsberechtigten) Dozenten würde wahrscheinlich vom besten Erfolg für den 12. Wick gewesen sein. Doch: transeat cum ceteris! Mancher Mensch hat das Glück, überall geschoren zu werden und muß trotzdem noch einen Barbier bezahlen! D. Red.

Aus der Diözese Culm. Am 7. April 1839 wurden in der hiesigen Diözese von dem hochseligen Bischof Anastasius Seblag neun Diacone zu Priestern geweiht, von denen sieben aus der Breslauer Diözese und einer aus Westphalen in die biesige Diözese eingetreten waren, während nur einer aus hiesiger Diözese entkamte. — Dieser, so wie zwei aus der Breslauer Diözese sind in den letztverfloffenen Jahren im Herrn entschlafen, während die anderen sechs am 7. April d. Z. ihr 25jähriges Priester-Jubiläum feierten. Gott hat es in seinem Rathschlusse gewollt, daß drei derselben, und zwar der Pfarrer Anton Tschiedel in Thorn ad St. Joannem, der Pfarrer Julius Kroll in Riesewitz, der Pfarrer Anton Hunt in Kauernik, unmittelbar an der polnischen Grenze, der Pfarrer Joseph Fremder in Papau bei Thorn, und der Pfarrer Franz Richter in Ponczau bei Pr.-Stargardt, und der Pfarrer Bernhard Büchler aus Westphalen ebenfalls an der polnischen Grenze, in polnisch Brzozie ihren Wirkungskreis gefunden haben. — Wenn man erwägt, wie dieser Zeitabschnitt von 25 Jahren gezeichnet ist mit Pest und Hunger, mit Aufruhr und Empörung, mit Blut und Thränen, mit Lüge und Haß gegen die Kirche, — dann wird man es empfinden, mit welchem Danke gegen Gott dieselben an diesem Tage zum Altare traten, und entfernt von allem äußeren Gepränge in tiefster Demuth ihres Herzens sprachen: „Ich will eingehen zum Altare des Herrn, — zu Gott, der meine Jugend erfreut hat.“ —

Holstein. „Sie sind gewiß Oesterreicher?“ fragte ein zudringlicher Hamburger Jüngling auf der Fahrt von Altona nach Rendsburg einen ihm gegenüber sitzenden kaiserl. Offizier. Er bekam ein kaltes Kopfnicken zur Antwort. „Darf ich fragen, von welchem Regiment Sie sind?“ fuhr der naseweise Frager fort; eine sehr energische verneinende Hauptbewegung wirkte etwas einschüchternd auf den Neugierigen, aber rasch gefaßt, zog er ein Portefeuille aus der Rocktasche, nahm eine Karte und präsentirte sie dem Offizier mit den Worten: „Sie bekommen bei mir die besten und billigsten Cigarren in ganz Hamburg — wollen Sie eine Gablenz-Cigarre probiren?“ Sprach's und öffnete siegesbewußt ein mit dem Porträt des tapferen Generals geschmücktes Kistchen, aus dem wir der Curiosität halber uns alle bedienten. Die Glimmfengel waren indeß von so infamer Qualität, daß der entrüstete Offizier, die Cigarre zum Fenster hinauswerfend (ein Beispiel, das wir alle befolgten), ausrief: „Wie können Sie es wagen, den Namen eines der geachteten Führer der Oesterreichischen Armee in so schlechten Geruch zu bringen! Kleistern Sie Ihr eigenes Porträt auf den Kasten, damit man beikünftig weiß, was es enthält!“ Der Jüngling, der mit seinen Gablenzer Stinkadoren so übel angekommen war, benutzte den nächsten Halt zum Wagenwechsel.

Badern. (Ein Stückchen Sittengeschichte) aus dem 19. Jahrhundert in Franken. Im Spätherbste vorigen Jahres erhängte sich in dem in der Nähe des Frankenberges gelegenen

Orte B. ein Mann, der seinen Kindern ein ansehnliches Vermögen hinterließ. Bei der unlängst stattgefundenen Auseinandersetzung der Erbmasse liquidirten die beiden Töchtermänner und der Sohn des Erbängigen je 11 Gulden für das „Abschneiden“ ihres erhängten Vaters und Schwiegervaters. Durch vieles Zureden stand der Sohn aus Pietät gegen den Vater von der Forderung ab; die beiden ehrenwerthen Töchtermänner drangen auf Ausbezahlung des wohlverdienten Lohnes für den dem Schwiegervater erwiesenen letzten Liebesdienst.

Paris. (Guizot gegen Renan.) Mit nicht geringem Interesse vernehmen wir, daß der berühmte französische Staatsmann und Historiker Guizot (gläubiger Protestant) sich entschlossen habe, das sogenannte „Leben Jesu“ von Renan durch eine Gegenschrift zu widerlegen. Es heißt im Grunde freilich einem so leichten Büchermacher, wie der auf Bestellung des des Juden Levy schreibende französische Märchendichter Renan, eine zu große Ehre anthon, wenn der berühmteste Vertreter der Zulimonarchie, wenn der große Geschichtschreiber der englischen Revolution, der tief sinnige Literaturhistoriker, der glänzende Redner und Sachwalter des Constitutionalismus, der in allen diesen Stücken seinen Nebenbuhler Thiers weit übertrifft — gegen Renan sich erhebt, um mit ihm eine Lanze zu brechen. Allein wenn auch Renan der Heber Guizot's nicht würdig ist, so ist doch Jesus Christus, unser Heiland und Erlöser, an welchem der gläubige Christ Guizot stets mit inniger Liebe gehangen, — so ist doch dessen beleidigter Name, seine geschmähte Gottheit, sein für uns vollbrachtes Erlösungswerk einer solchen That über und über würdig, und Guizot erfüllt nur eine fromme kindliche Pflicht, indem er zur Vertheidigung seines göttlichen Meisters herbeieilt.

Texas. Nachstehend geben wir einen Zug, würdig des heil. Paulus, als er ausrief: *Civis romanus ego sum.*

Im vorigen Jahre verließen fünf Abbés das große Seminar zu Lyon, um einem Bischofe nach Texas zu folgen. Einer derselben, unterdeß schon zum Priester geweiht, sah die Förderer des Pfarrbaus umzingeln, die Kirche plündern, worin er seine Funktionen verrichtete, und wie sie in Bereitschaft standen ihn zu tödten. Man schlug schon die Gewehre auf ihn an, als er davon abgewendet ausrief: „Ich bin Franzose! als Priester, da mögt Ihr mich erwürgen, als Franzose werdet Ihr meinem Kaiser, meiner Nation über das vergossene Blut Rechenschaft zu geben haben.“ Die Gewehre senkten sich. Von dieser Situation Nutzen schöpfend, begehrt er ihren Führer zu sprechen und fordert, unter Androhung darüber dem Kaiser zu berichten, daß man ihm seine heiligen Gefäße zurückgebe und ihn für Verluste schadlos halte.

Man giebt gleichsam gezwungen nach, aber da der Priester bei seinen Gegnern noch ein Verlangen nach Rache wahrnimmt, stellt er sich ihnen gegenüber, wiederholt mit fester Stimme nochmals seine Worte, entblößt die Brust und ruft: „Nun so tödtet mich, wenn ihr es wagt!“ Dadurch wurden die Gegner völlig bezwungen, zogen in Ordnung ab und der Chef sandte Schiltschützen, um über die Sicherheit und Ruhe dieses Priesters gewissenhaft zu wachen; gleichzeitig machten alle Soldaten, welche bei dem Geistlichen vorüberkamen, vor ihm die militärische Ehre. Dieser Priester ist erst 24 Jahre alt.

Familien-Nachrichten.

Verlobt. Fr. Emma v. Adlersfeld, Fr. Gutsbes. August Kutsche, Hiesig; Fr. Marie Fanes Wilking, Fr. f. Feuerwerker H. Darisch, Neisse; Fr. Emilie Schück, Fr. M. Kauffer, Schweidnitz.

Gestorben. Fr. Juliane Schubert, Würzburg; Blumenfabrikant C. F. Hoffmann, Breslau.

Bestellungen auf das

[100]

„Neue Schlesi'sche Kirchenblatt“

werden fortwährend von allen kgl. Postämtern und Buchhandlungen angenommen und alle bereits erschienenen Nummern nachgeliefert. Preis pro Quartal 13½ Sgr.

Gott hat es gefallen, im Laufe der vorigen Woche unsere jüngsten Kinder, **Martha** im Alter von 11 Wochen und **Paul** im Alter von 2½ Jahren, zurückzunehmen. Verwandten und Freunden, um stille Theilnahme bittend, zur Nachricht.

Breslau, den 10. April 1864.

[107]

Julius Schneider nebst Frau,
Zeichenlehrer am St. Matthias-Gymnasium.

Der Kürze halber bittet Alle, welche von ihm noch Bücher entliehen haben, um deren gefällige Rückgewähr.

[109]

Knoblich.

Von einer gebrauchten Orgel wird zu kaufen gesucht: 1 Akb und 1 Sechzehn-Fuß — vom Manual ein Akb-Fuß. Offerten beliebe man unter M. P. der Exped. d. Bl. einzusenden.

[106]

Von jetzt ab ist meine Wohnung Mühlgasse Nr. 14.

[108]

A. Bifowsky, Schneidermeister.

W. Preuß' Sargmagazin, Kupferschmiede, Straße 33.

J. Schorske's Sargmagazin, Neumarkt 12.

Breslauer Börse vom 11. April 1864.

Getreide-Preise vom 11. April

Freiw.Staats-Anl. 4½	—	Posener Pfandbr 3½	—	Schles.neueLit.B. 4	—	W. Weizen Schll 53—63—67½
convert.v. 50 u. 52 4	95½ B.	do. do. 4	—	do. Lit. C. . . 4	100½ B.	G. Weizen . 54—59—62.
Preuss. Anl. 1853 4	—	do. do. neue 4	94½ G.	do. Lit. B. . . 3½	—	Roggen . 38—39—41.
Preuss. Anl. 55-56 4½	100½ B.	Schles. Pfandbr. 3½	93½ B.	Schles. Rentenbr. 4	98½ G.	Gerste . 30—33—37.
Preuss. Anl. v. 59 5	105 G.	do. Rustical 4	100½ B.	Posen. Rentenbr. 4	95½ G.	Hafer . 25—27—29.
Präm.-Anl. 1855 3½	123½ G.	do. do. 3½	—	Oesterr. Nat.-Anl. 5	70 bez.	Erbisen . 38—42—47.
Staats-Schuldsch. 3½	90½ B.	Schles.neueLit.A. 4	100½ G.	Oesterr. Banknoten	85½ G.	Kartoffeln . . Sack 26—36.

Druck von Robert Nischowsky in Breslau, Universitätsplatz 16.